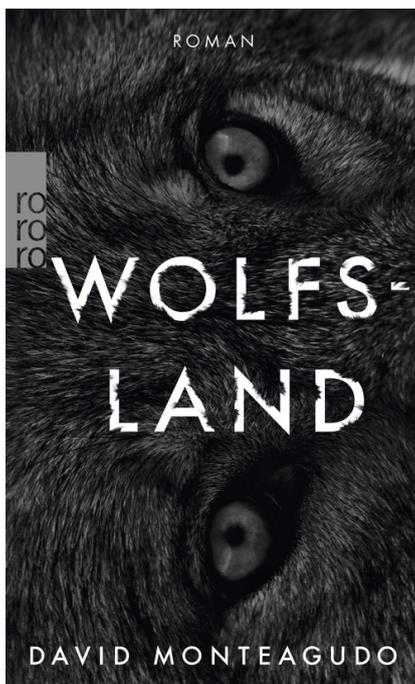


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-26950-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

David Monteagudo wurde 1962 in Viveiro, Galicien, geboren. Er hat viele Jahre lang als Mechaniker in einer Papierfabrik gearbeitet und lebt heute als Autor in Barcelona. Sein Debütroman «Ende» wurde von Jorge Torregrossa verfilmt und in zehn Sprachen übersetzt. «Wolfsland» ist Monteagudos zweiter Roman auf Deutsch.

«Ein bemerkenswerter Roman.» (ABC)

«Ein einziger Roman katapultierte den Mechaniker in einer Papierfabrik zu einem der gefragtesten spanischen Bestsellerautoren.» (Focus online)

«Präzise Prosa, nuancenreich und höchst evokativ.» (La Vanguardia)

David Monteagudo

Wolfsland

Roman

Aus dem Spanischen von Matthias Strobel

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
«Brañaganda» bei Acanilado, Barcelona.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2016
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Brañaganda» Copyright © 2011
by David Monteagudo
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg,
nach einem Entwurf von
Anzinger Wüschner Rasp, München
Umschlagabbildung plainpicture/Design Pics
Satz Janson PostScript InDesign
bei pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26950 9

Inhalt

Widmung

Motto

Das Haus und die Schule

Annäherung

Die steilen Wiesen

Eine unerwartete Begegnung

Das Haus und die Schule

Die Wiese der Winde

Im Haus des Arztes

Die leere Kanne

Delfina

Das geteilte Bett

Die beiden Cándidas

Doña Isabel Freire

Der Jagdpavillon

In der Hand von Besteiro

Wissenschaft und Aberglaube

Die Lumpenweiber

Lacklederriemen

Der Geschmack von Pilzen

Feuer mit feuchtem Holz

Achtzehn plus eins

Das Gelb des Stechginsters

Götter und Cäsaren

Die Wut des Werwolfs

Unter dem Sahnemimmel

Ein blaues Veilchen

Handwerksarbeit

Ein Schrei im Schnee

Das Gewitter bricht los

Das Gesicht des Werwolfs

Epilog

Rückkehr

Annäherung

Wir werden über ein kaltes, schäumendes Meer fliegen. In rasendem Flug; in einer Höhe, von der aus wir sein majestätisches Wogen erkennen können, die wechselnden Töne des aschigen Blaus und die Schaumbüschel, die auf dem klatschenden Kamm der Wellen tänzeln.

Wir werden in Richtung Süden fliegen; und nach mehreren Meilen über der eintönigen Landschaft werden wir an eine gerade, schroff wie eine Mauer aufragende Küste gelangen: an ein Stück Erde, dessen Grün bis an den Rand der Klippen reicht; Klippen, zu deren Füßen sich mit ohrenbetäubendem Gebrüll, vor dem das Land erzittert, die Wellen brechen; Klippen aus grauem Stein. Wie eine Schicht Blätterteig, dessen unterstes Blatt für immer verloren ist, zurückerobert von den feuchten, Wasser schwitzenden Gezeiten, überzogen von einem blassen Aussatz kleiner Muscheln.

Aber die felsige Böschung der Küste hat eine Wunde, und auf die halten wir zu. Es ist die breitgezogene Mündung einer Ria, durch die das Meer ins Land stößt, schwächer wird und dort, wo es sich mit dem Süßwasser des Flusses mischt, zwischen die Berge zwängt.

Aber die Ria ist nicht unser Ziel. Genau in der Mitte fliegen wir über sie hinweg, lassen die bunte Geschäftigkeit an beiden Ufern zurück. Die Dörfer mit ihren Fischerbooten, die sich auf glitzernden Lichttupfern wiegen, dringen immer tiefer ein in den Schoß der Berge, in die Ausläufer eines Massivs, das seine Gipfel reckt, so weit unser Auge reicht.

Wir folgen dem Fluss zu seinen Quellen. Sehen, wie sein Bett ansteigt, sich in das gewaltige Massiv gräbt, immer weiterschlingelt, wie die Vegetation immer dichter und wilder wird und das Grün immer dunkler und karger. Sehen verstreut auf den Hängen liegende Örtchen; die immer wieder hinter Baumwipfeln verschwindende Linie einer schmalen Straße, die hartnäckig dem gewundenen Lauf des Flusses folgt.

Dann verschwinden die Straße und das baumgesäumte Flussbett aus unserem Blickfeld, weil wir nach rechts schwenken und dem Verlauf einer anderen Straße folgen, die noch schmaler ist, eigentlich nur ein Weg, der sich im Zickzack den Berg hinaufwindet, weg vom Tal, hin-

auf zu einer Hochebene, auf der nichts mehr wächst; und auf der anderen Seite wieder hinunter, hinein in ein weiteres Tal oder vielmehr eine Schlucht, die noch enger ist, noch felsiger.

In diesem Tal treffen hohe Berge aufeinander, Berge mit runden, felsübersäten und dem Wind schutzlos ausgelieferten Gipfeln, auf denen infolge eines Brandes oder habgierigen Abholzens nur noch gräuliches Gestrüpp wächst. Die Berge strahlen Gelassenheit aus, etwas Mütterliches, wie alte, stattliche Matriarchinnen; weiter unten fallen die Hänge steil ab und verleihen dem Tal ein zerklüftetes Profil. Die Hänge wirken wie ausgekleidet mit dichten Laubwäldern, die sich emporwinden; unterbrochen werden sie immer wieder von felsigen Halden oder Viehweiden und Ackerland, die die Vertikale unterteilen. In der Tiefe hüpfert nervös ein junger Fluss und beruhigt sich wieder, wo die Vegetation dichter wird; nur versprengte Höfe und ab und zu ein einsames Gebäude zeugen davon, dass hier auch Menschen leben.

Wir werden diesen Ort Brañaganda nennen. Es ist der Schauplatz unserer Geschichte.

Brañaganda ist gar nicht so weit entfernt von dem Meer, über das wir einige Minuten zuvor geflogen sind; wenn wir uns umwenden und zurückblicken, nach Norden hin, können wir es noch als diesigen Streifen erkennen, als ein diffuses Blau, das den Horizont überlagert. Tatsächlich kann man es an wolkenlosen Tagen sehen, vom höchsten Berg aus, dessen Gipfel so rund ist wie die Brust einer Frau.

Aber die meisten Bewohner der Schlucht haben das Meer noch nie gesehen und dürfen auch nicht darauf hoffen, es jemals zu sehen. Sie leben und werkeln in den Tiefen des Tals oder auf den Feldern am Fluss, in ihrer großen Armut einzig und allein darauf bedacht, einen weiteren Tag zu überleben, abgeschnitten vom eigentlich doch so nahen Ozean durch eine Landschaft, die so rau ist wie ihre Rückständigkeit und ihre jahrhundertalte Isolation.

Diese Gegend ist also der Schauplatz unserer Geschichte, und seine Bewohner werden ihre Protagonisten sein. Im Grunde hat diese Geschichte schon begonnen, haben ihre Darsteller ihr Spiel bereits aufgenommen: Auf einer steil in Richtung Fluss abfallenden Wiese erkennen wir zwei Figuren, winzig wie Ameisen, die den grünen Hang erklimmen.

Die steilen Wiesen

Ich werde nie den Tag vergessen, an dem der Werwolf zum ersten Mal zuschlug.

Cándida und ich hatten uns, wie so oft in der halben Stunde Freizeit zwischen Schule und Mittagessen, zur *Braña de Boral*, einer nahen steilen Wiese, davongestohlen.

Meine Mutter sah noch, wie wir losrannten, und rief uns – im Glauben, dass wir es hören würden – hinterher, wir sollten nicht zu lange bleiben, weil das Essen bald fertig sei. Meine Mutter war die Lehrerin im Dorf, und weil wir gleich neben der Schule wohnten, saßen mittags immer Schüler mit am Tisch, die von abgelegenen Höfen im Tal kamen. Meine Mutter bot ihnen eine warme Mahlzeit an, weil sie von zu Hause meist nur ein Stück trockenes Brot und etwas Speck mitbrachten, mit dem sie dann über den Tag kommen mussten.

Meine Mutter wusste, dass Cándida und ich es uns zur Gewohnheit gemacht hatten, nach der Schule auf der *Braña de Boral* herumzutollen. Die *Braña* war eine große Wiese, so quadratisch wie eine Tischdecke, die mitten auf einem abschüssigen Hang lag, was sie für uns natürlich besonders attraktiv machte, zumal sie von der Schule aus, obwohl so nah, nicht zu sehen war. Um zu ihr zu gelangen, musste man nur die Brücke an der Mühle überqueren und dann rechts einige Meter der *Corredoira* folgen, einem Pfad, der das Flussbett säumte.

Cándida und ich rannten immer bis zum Fuß des Hangs, der wie eine Mauer von Eichen und mannshohen Farnen umgeben war. Dort hielten wir an und sahen nach oben, zur steilen Wiese, einer Wand aus Gras, die fast senkrecht aufragte und deren Ende wir nicht erkennen konnten, weil sie sich oben sanft rundete.

Ohne uns vorher abzustimmen, ja ohne uns auch nur anzusehen, beendeten wir den kurzen Moment des Innehaltens und rannten wieder los oder vielmehr krabbelten auf Händen und Füßen, rutschten immer wieder aus, die frischen Kuhfladen vermeidend.

Cándida war größer und schlanker als ich und – was ich nur ungern zugab – auch stärker. Mit einem gewissen Gefühl von Scham erinnere ich mich daran, wie sie mich einmal unter den Armen packte und ein

gutes Stück trug, ohne sich von meinem Strampeln beirren zu lassen. Sie war blond und von blasser Hautfarbe, wirkte eher zart und zerbrechlich; aber sie hatte einen starken Willen, und in ihren dünnen Armen lag eine unvermutete Kraft.

Den Wettlauf den Hang hinauf hatte sie aber noch nie gewonnen. Auch diesmal kam ich einige Sekunden vor ihr oben an und stützte mich trotz des rostigen Stacheldrahts an den alten Holzzaun, der unter meinem Gewicht leicht nachgab, als wäre auch er müde. Kurz darauf traf auch Cándida ein und lehnte sich ebenfalls an den Zaun. Raue, schiefe Grashalme, die davor wuchsen, kitzelten sanft unsere Waden. Wir waren vollkommen erschöpft, unsere Muskeln waren wie betäubt, und aus Mangel an Sauerstoff war uns so schwindlig, dass wir gierig nach Atem rangen. Die kalte Luft brannte uns in den Lungen und auf den Wangen. Vor uns lag die Landschaft in all ihrer Pracht.

Der Winter war fast zu Ende. Die Sonne schien, aber von Westen her wehte stetig ein kalter Wind, der eine Wolkenherde den Himmel entlangtrieb. Schnell und geräuschlos wanderten die Schatten unaufhaltsam den Hang hinunter; überquerten diagonal den gewundenen Lauf des Flusses, zeichneten ihr zärtliches Wogen auf die Berge und verloren sich am Ende des Tals. Wir lehnten eine Weile nebeneinander an dem Zaun, ohne uns anzusehen und ohne zu sprechen, ergriffen von der Majestät der Landschaft; wir hörten, wie der Wind pfiff, wenn er die Berge streifte, das Muhen und Bimmeln in der Stille des ländlichen Mittags.

Der Anblick der gleitenden Schatten hatte etwas Wunderbares, Phantasieanregendes. Nichts in diesem abgelegenen, in der Vergangenheit versunkenen Tal flog so rasch dahin wie jene großen, an den Rändern ausgefransten grauen Flecken: nicht das stotternde Motorrad von Avelino und auch nicht das Pferd, mit dem der Señor de Besteiro über die Brache von Coudelo galoppierte, wenn er gelegentlich auf Besuch in der Schlucht war.

Die Natur schien sich darauf verlegt zu haben, bis in alle Ewigkeit dieses merkwürdige Vorüberziehen flüchtender Wolken hervorzubringen, das in immer regelmäßigerem Takt vonstattenging. Cándida und ich folgten der Bahn der Schatten, die auf den Bergen hinter uns Gestalt annahmen und dann, ganz kurz nur, genau über die Braña hinwegwan-

dernten. Wir hatten uns ein Spiel ausgedacht, bei dem wir erraten mussten, wann der Schatten, wenn er eine nahegelegene Anhöhe bedeckte – und dann schleppend und trügerisch langsam eine unserem Blick verborgene Ebene entlangeilte –, uns erreichen und uns für einen kurzen Moment das Sonnenlicht rauben würde.

Wie gebannt und mit einem Anflug von Furcht auf ihrer leicht gerunzelten Stirn erwartete Cándida den Schattenhieb.

«Mal sehen, ob wir schneller sind als die Wolke!», rief sie mir zu.

«Au ja, sobald der Schatten auf den Hügel dort drüben fällt, rennen wir los!», willigte ich sofort ein.

Kurz darauf tauchte eine geeignete Wolke auf. Der richtige Moment war gekommen. Als der Schatten den Hügel erreichte, rannten wir los, die Wiese hinunter, vor Erregung kreischend. Der Hang war so steil, dass wir mehr sprangen als rannten, in großen, unkontrollierten Schritten, die regelrecht weh taten.

«Sie darf uns nicht einholen!»

Aber die Wolke – oder vielmehr ihr Schatten – fegte auf halber Strecke gnadenlos über uns hinweg. Wir gaben uns geschlagen und stellten jeglichen Versuch, das Gleichgewicht halten zu wollen, ein. Das aufrechte Laufen war in Wahrheit längst ein Fallen, und so ließen wir uns den restlichen Hang einfach hinunterrollen. Das Blau des Himmels und das Grün der Wälder kreisten in schwindelerregender Geschwindigkeit um uns herum, bis eine Stufe im Hang, nur wenige Meter vom unteren Rand entfernt, das rasende Kullern bremste. Als ich mich aufsetzte, schwankte die Wand aus Gras, ja das ganze Tal schien abwärts zu driften. Aber dann ließ das Schwindelgefühl nach, und mir fiel auf, dass ich einen halben Kuhfladen mitgerissen hatte, der nun an einem Faden meines Pullovers hing.

Die Stufe im Hang hatte auch Cándida abgebremst, die merkwürdig verrenkt einige Schritte von mir entfernt lag. Wir sahen uns an. Als wir uns gegenseitig vergewissert hatten, dass wir heil geblieben waren, brachen wir wegen des trockenen Kuhmists an meinem Ärmel in Gelächter aus, berauscht noch vom Hochgefühl unseres rollenden Falls. Da bemerkte ich, dass Cándidas Rock – der graue, formlose Rock eines Landmädchens – sich bis zu ihren Hüften nach oben geschoben hatte.

Sie trug lange, dicke Winterstrümpfe aus grüner Wolle, die schon einige Löcher hatten. Der Anblick dieser zerknitterten, ohne Anmut heruntergerutschten Strümpfe war mir vage unangenehm. Aber das, was von ihren weißen, straffen Schenkeln zu sehen war, schien mir perfekt in seiner Fülle.

Sie bemerkte meinen Blick; und ich bemerkte, dass sie ihn bemerkt hatte. Wir lachten weiter, aber in unser Lachen schlich sich ein schiefer Ton. Cándida streifte ihren Rock nach unten, in aller Ruhe, als weigerte sie sich, dem Vorfall eine besondere Bedeutung zu verleihen. Das Lachen verstummte von selbst.

«Los», rief sie, als hätte sie plötzlich ihre Lebendigkeit wiedergefunden, «lass uns gehen. Ich sterbe vor Hunger.»

Eine unerwartete Begegnung

Schon vom schattigen Pfad aus sah ich in der Kurve an der Mühle Felipe del Couso, den Müller, am Brückengeländer lehnen, wie so oft, wenn Cándida und ich dort vorbeikamen. Es passte mir ganz und gar nicht, dass er dort stand, mit seiner tief in die Stirn gezogenen Baskenmütze, in gewohnt frecher Pose, den Hintern an den Steinen, die bereits dessen Form angenommen zu haben schienen.

Felipe provozierte Cándida immer, wenn wir die Brücke überqueren. Er versuchte, sie mit kindischen Fragen aufs Glatteis zu führen oder alberne Scherze mit ihr zu treiben, auf die sie jedes Mal hereinfiel. Mich ärgerte seine Aufdringlichkeit; auch störte es mich, dass er immer nur mit ihr sprach und mich dabei vollkommen ignorierte. Mir missfiel der boshafte Ton seines Spotts, sein kindisches Getue – gerade er, der Erwachsenen gegenüber eine solche Härte an den Tag legte –, das nur dazu diente, sich an Cándida heranzumachen.

Aber die Brücke war der einzige Weg über den Fluss. Wenn wir zurück zur Schule wollten, blieb uns nichts anderes übrig, als sie zu überqueren.

Cándida brauchte etwas länger, um Felipe del Couso zu bemerken, aber als sie ihn sah, blieb sie instinktiv stehen, nur kurz, um dann die Seite zu wechseln, damit ich zwischen ihr und dem Müller war. Stolz und Verantwortungsgefühl erfüllten mich, die aber in sich zusammenfielen, je mehr wir uns der unseligen Kurve näherten. Ich hielt mich so eng wie möglich am linken Wegrand und versuchte es mit der Vogel-Strauß-Politik: indem ich auf den Boden starrte und unbemerkt zu bleiben hoffte.

Plötzlich ertönte die selbstherrliche, unsympathische und Neugier heuchelnde Stimme Felipe del Cousos.

«Wo willst du hin, Kleine?», fragte er, wobei er die Betonung ganz auf das «hin» legte.

Bitte antworte ihm nicht, dachte ich im Stillen. Aber vielleicht ließ Cándida sich dadurch täuschen, dass Felipe diesmal nicht spöttisch oder schmeichelnd klang, sondern eher wie ein Erwachsener, der mit einem Kind spricht; jedenfalls überhörte Cándida meine stumme Bitte und tat

drei schreckliche Dinge. Sie blieb abrupt stehen, drehte sich zu Felipe del Couso um und antwortete:

«Ich werde bei der Lehrerin zu Mittag essen.»

Nur ihre Stimme ließ mich hoffen. Ihre unschuldige, samtige Stimme, die diesmal etwas Herausforderndes hatte, einen Anflug von Autorität und Misstrauen.

«Deshalb also wirst du immer hübscher, weil du dich einladen lässt! Komm mal kurz her, Kleine.»

Er löste sich von der Brüstung, behielt Cándida fest im Auge und ging zwei Schritte auf sie zu. Es wirkte so, als hätte er an ihr etwas entdeckt, was ihm Sorgen bereitete. In diesem Augenblick sah ich den Fleck auf seiner stets von Mehl bestäubten Hose. Auf der Höhe der Tasche war ein roter Fleck; ein dunkelroter Fleck, der sich von innen her auszubreiten schien.

«Geh nicht!», flüsterte ich Cándida zu und hielt sie am Ärmel fest.

Aber sie ging brav auf den Müller zu und hielt seiner möglichen Boshaftigkeit ihre herausfordernde Unschuld entgegen.

Felipe nahm ihren goldgelben Kopf zwischen die Hände und musterte mit dem prüfenden Blick eines Arztes oder Naturforschers ihr blaßes Gesicht.

«Mal schauen ... Aber ... Ah, du Flittchen!», rief er plötzlich. «Hab ich mir's doch gedacht! Du schminkst dir die Lippen!»

«Tu ich nicht!», protestierte Cándida, empört über diesen ungerechtfertigten Vorwurf. «Meine Lippen sind von Natur aus so!»

«So, so. Ich habe eine unfehlbare Methode, um rauszufinden, ob kleine Mädchen sich die Lippen schminken! Dafür muss ich dich allerdings einem kleinen Test unterziehen.»

«Von mir aus», erwiderte Cándida mit dem herablassenden Hochmut einer Königin. «Du wirst schon sehen, dass nichts dabei rauskommt.»

Vorsicht, Cándida!, dachte ich entsetzt, wagte aber nicht, es laut auszusprechen. Er hat einen Blutfleck auf der Hose!

Der Müller stellte sich hinter sie, legte einen Arm um ihren Bauch und zog sie zu sich heran. Erst in dieser Haltung war zu erkennen, dass Cándida fast so groß war wie er.

«Vorsicht, Cándida!», rief ich, weil ich nicht mehr an mich halten konnte, als Felipe del Couso seine freie Hand in die Hosentasche steckte: in die Hosentasche mit dem Fleck!

Alles ging ganz schnell. Er zog die Hand heraus, lachte dreckig und rieb mit plumper Hastigkeit etwas auf Cándidas Lippen. Was er da auf ihre Lippen rieb, waren wilde Beeren. Schlehen, so rot wie Blut. Als Cándida die klebrige Masse spürte, wurde ihr klar, dass er sich einen Scherz mit ihr erlaubte, und sie versuchte, sich aus seinen Armen zu winden.

«Immer legst du mich rein, du Lügner!», protestierte sie halb verletzt, halb wütend. «Lass mich los!»

Gerissen, wie er war, hielt Felipe del Couso seine Gefangene weiterhin fest und ließ sich nicht davon beirren, dass sie sich mit den Ellenbogen heftig wehrte.

«Siehst du?», sagte er amüsiert und konnte vor Lachen kaum noch an sich halten. «Du schminkst dich eben doch!»

Plötzlich hob Felipe den Blick und sah zu dem Weg hinter mir. Im Bruchteil einer Sekunde veränderte sich seine Miene, und er ließ Cándida los, die mit vor Ekel verzerrtem Gesicht zu mir rannte und sich mit dem Handrücken den Mund abwischte. Ich drehte mich um. Auf dem Weg stand mein Vater. Die Spannung in der Luft war so groß, dass ich mich nicht einmal wunderte, ihn zu sehen, obwohl er mitten in der Woche und um diese Uhrzeit nicht dort hätte sein dürfen.

Felipe del Couso hingegen wirkte nicht sonderlich überrascht. Er lachte so spöttisch wie zuvor, was allerdings im Widerspruch stand zu dem Kräftegleichgewicht, das sich gerade neu gebildet hatte.

«Du kleine Teufelin!», rief er und klopfte sich mit merkwürdiger Schmerzensmiene auf die Arme. «Was hat dieses verflixte Mädchen für eine Kraft! Was machen Sie denn hier, Herr Lehrer?»

«Gibt es in der Mühle nichts zu tun?», fragte mein Vater kurz angebunden.

«Na ja», antwortete Felipe und zog die Vokale in die Länge. «Meine Frau ist ja da.»

«Vielleicht sollten Sie lieber ihr unter die Arme greifen als einem Mädchen, das zufällig des Wegs kommt.»

«Von einem Mädchen kann ja wohl nicht mehr die Rede sein. Ge-
deiht prächtig, die Kleine!»

Mein Vater ignorierte die Bemerkung, zog ein strahlend weißes Ta-
schentuch aus seiner Jackentasche und ging zu Cándida. Für einen Mo-
ment hatte es den Anschein, als wollte er ihr den Mund abwischen, der
von der kräftigen Schlehentinte hässlich verschmiert war, aber im letz-
ten Moment drückte er ihr lediglich das Taschentuch schroff in die Hän-
de.

«Los, wisch dir den Mund ab!», befahl er ihr mit plötzlicher Unge-
duld. «Dann gehen wir nach Hause.»

«Kann einem schon leidtun, die Kleine, Herr Lehrer! So ganz ohne
Vater, der auf sie aufpasst, wo sie sich doch ständig draußen herum-
treibt. Irgendwann wird sich ein junger Kerl in einer Scheune an ihr ver-
greifen, und dann wächst ihr ein Bäuchlein. Diese jungen Dinger lassen
sich doch auf den Erstbesten ein, der sie anspricht.»

Mein Vater war schon in Richtung Schule losgegangen, aber als er
diese Bemerkung hörte, blieb er stehen, senkte den Kopf und atmete tief
aus, als koste es ihn große Anstrengung.

«Gerade weil sie keinen Vater hat», sagte er bedächtig, ohne sich zu
dem Müller umzudrehen, «sollten alle im Dorf ein bisschen Verantwor-
tung übernehmen und auf sie aufpassen, damit das nicht passiert, wor-
auf Sie anspielen.»

«Wenn Sie meinen, Herr Lehrer.»

«Und nennen Sie mich nicht Herr Lehrer!», fiel ihm mein Vater ins
Wort und drehte sich so heftig um, dass es mir übertrieben vorkam.
«Meine Frau ist die Lehrerin; ich hingegen habe mein Lebtag noch nicht
unterrichtet.»

«Entschuldigen Sie, Don Enrique. Ich wollte damit nur sagen, dass
die Kleine nicht ihr ganzes Leben bei Ihnen zu Hause sein wird, Verzei-
hung, in der Schule. Oder wollen Sie sie ganz für sich allein?», fügte er
in seinem gewohnt witzelnden Tonfall hinzu. «Sie wird von Glück sa-
gen können, wenn sie einen fleißigen Kerl mit einer guten Kuh findet,
der sie nicht allzu oft schlägt. Wobei es unserer Mademoiselle nicht an
Verehrern mangeln dürfte. Und mit diesem prächtigen Busen wird es
auch kein Problem sein, vier oder fünf Bälger großzuziehen.»

«Seien Sie nicht so vulgär!»

In diesem Moment sah ich gerade zum Müller, aber weil der Tonfall meines Vaters mich in Alarmstimmung versetzte, drehte ich mich wieder zu ihm um. Er stand reglos da, war aber sichtlich nervös; in seinen Augen lag ein schrecklicher Ausdruck, und sein Kiefer zitterte merkwürdig, was er offenbar nicht unterdrücken konnte. Ich war verstört, weil mein Vater normalerweise die Gelassenheit und Selbstkontrolle in Person war. So jedenfalls hatte ich ihn noch nie gesehen.

Cándida ihrerseits verschränkte instinktiv die Arme vor der Brust, lief rot an und sah Felipe del Couso gekränkt, aber letztlich ohne Harm an. Er wiederum beachtete sie gar nicht mehr. Stattdessen lehnte er in seiner charakteristisch trägen Haltung an der Brücke und nahm mit spöttischer Selbstzufriedenheit zur Kenntnis, wie heftig mein Vater reagierte.

«Nehmen Sie Rücksicht auf das Mädchen und seien Sie nicht so vulgär.»

Seelenruhig fuhr Felipe del Couso fort, meinen Vater zu provozieren.

«So ist das Leben, Don Enrique. Nächstes Jahr wird dieses Mädchen schon nicht mehr zur Schule gehen; dann muss sie in El Sollado mit anpacken. Soweit ich gehört habe, hat Ihre Frau es nicht geschafft, ihr zu einer höheren Schulbildung zu verhelfen, und das, obwohl sie mit de Besteiro gesprochen hat, als er das letzte Mal hier war. Mumm hat sie, unsere Frau Lehrerin, das muss man ihr lassen! Und dieser de Besteiro, das ist ja vielleicht ein sauberes Bürschchen. Dabei weiß doch jeder, dass er der Vater ist und Möglichkeiten hätte. Und was für welche! Für den wäre es überhaupt kein Problem, ihr eine gute Ausbildung zu finanzieren.»

«Das», unterbrach ihn mein Vater im selben Ton wie eben, als kostete es ihn große Mühe, Ruhe zu bewahren, «ist eine schwere Anschuldigung, die wir besser nicht erheben sollten, ohne Beweise zu haben. Und was das Mädchen angeht: Eine Familie zu gründen und auf dem Feld zu arbeiten ist ein ebenso löbliches und würdiges Unterfangen wie jedes andere. Es sollte nur nicht zu früh geschehen, und genauso wenig

wollen wir, dass ihre Unschuld zu früh getrübt wird durch solche ungeschicklichen und anstößigen Bemerkungen.»

«Sie reden ja wie gedruckt, Herr Lehrer», heuchelte Felipe del Couso Staunen und Bewunderung. «Und natürlich haben Sie vollkommen recht. Aber wer wird denn gleich so ernst sein! Ein kleiner Scherz dann und wann, das muss schon erlaubt sein. Wir hatten doch jede Menge Spaß, Cándida, oder etwa nicht?»

Statt zu antworten, streckte Cándida ihm die Zunge raus und zog eine verächtliche Grimasse. Offenbar fühlte sie sich durch die Distanz, die sie vom Müller trennte, und durch die beiden Beschützer an ihrer Seite sicher. Meinem Vater jedoch missfiel diese Geste.

«Cándida!», rief er verärgert. «Komm jetzt. Wir gehen nach Hause!»

«Auf Wiedersehen, Herr Lehrer. Es war mir ein Vergnügen, Sie haben mich eines Besseren belehrt.»

«Wenn dem wirklich so ist», sagte mein Vater und drehte sich noch einmal zu del Couso um, «dann werden Sie das Kind bestimmt nie wieder belästigen.»

«Nichts für ungut», rief uns der Müller hinterher. Und dann noch ein vergnügtes: «Kleine Teufelin!»

Cándida und ich gingen eine Weile wortlos nebeneinanderher, weil die schlechte Laune meines Vaters auf uns abfärbte.

«Wie kommt's, dass du hier bist, Vater?», fragte ich schließlich in die Stille hinein. «Wieso bist du nicht in der Mine?»

«Ich arbeite nicht mehr dort», sagte er nur. Und fügte nach einem merkwürdig langen Schweigen hinzu: «Und ihr solltet nicht so auf der *Braña* herumtollen. Eines Tages passiert noch was!»

Der Weg führte zwischen dichtbelaubten Bäumen hindurch, die an einigen Stellen fast ein Gewölbe bildeten. Das immer wieder von Wolken gedämpfte Sonnenlicht sickerte durch das Laubwerk hindurch, und auf den Blättern zeigten sich zarte frische Grüntöne.

Mein Vater wirkte ernst und nachdenklich, es war nichts mehr aus ihm herauszukriegen. Dabei ließ mir ein Gedanke keine Ruhe: Offenbar hatte er uns auf dem Weg nach El Sollado beim Spielen beobachtet, denn es war die einzige Stelle, von der aus man die *Braña de Boral* sehen konnte.

Es sollte ein denkwürdiger Tag werden. Mein Vater hatte nach fast zehn Jahren seine Stelle im Büro der Minengesellschaft aufgegeben, weshalb wir ihn nun täglich sehen würden und nicht nur, wie bis dahin, einmal in der Woche.

Und an diesem Tag, sechs oder sieben Stunden nach unserer Begegnung mit dem Müller, tötete, ja verschlang der Werwolf eine junge Frau aus dem Dorf, die nach Einbruch der Nacht auf dem Heimweg gewesen war.

Die Frau hatte in Semellade, dem ersten Ort im Nachbartal, eine kranke Tante besucht. Darüber war es spät geworden, was sie aber nicht davon abgehalten hatte, noch am selben Abend den Heimweg anzutreten. In jener wolkenlosen Nacht schien der Vollmond so hell, dass er alle Sterne überstrahlte. Der Werwolf schlug in der *Gándara de Coudelo* zu, einem Stück Ödland, das man durchqueren musste, wenn man von Semellade oder einem anderen Dorf nach Brañaganda gelangen wollte.

Dass es der Werwolf gewesen war, wussten wir damals noch nicht. Für die Tat wurden gewöhnliche Wölfe verantwortlich gemacht, obwohl im Tal kaum noch Vertreter dieser Spezies lebten und sich nur mehr die ältesten Dorfbewohner an das letzte Opfer erinnern konnten. Erst als weitere Opfer zu beklagen waren, kam der Verdacht auf, ein Werwolf könnte sein Unwesen treiben.

Der Vorfall erschütterte das Dorf zutiefst. Es war aber nicht diese schreckliche Nachricht – die uns erst am nächsten Tag erreichte – und auch nicht die Kündigung meines Vaters, die mir diesen Tag unauslöschlich ins Gedächtnis brannte. Es waren andere, viel nebensächlichere Dinge: die weiße Haut von Cándidas Schenkeln, der rote Fleck auf der Hose des Müllers, das zitternde Kinn meines Vaters, als er mit Felipe del Couso aneinandergeriet.

Der Werwolf schlug erst ein Jahr später wieder zu. Zu diesem Zeitpunkt ging Cándida schon nicht mehr zur Schule. Sie besuchte uns noch, sooft sie konnte, und blieb manchmal auch zum Essen da, aber es war nicht mehr wie früher. Sie hatte sich verändert, war gewachsen. Und sie wollte nicht mehr mit mir spielen.

[...]